

Über Bildungsideale
und gemeinsame Werte

Erziehungsziele in einer pluralen Gesellschaft

Hermann Kues

Wenn ein Politiker sich zu Erziehungsfragen äußert, begibt er sich auf unsicheres Terrain. Denn die Spannungen zwischen Politik und Pädagogik reichen weit zurück – bis zu Sokrates. Der erste große abendländische Philosoph war im Jahre 399 vor Christus von der Athener Stadtregierung nicht nur aus theologischen Gründen – wegen Verleugnung der Götter – abgeurteilt worden, sondern auch, weil er mit seinen ebenso gefürchteten wie beliebten Fragen nach dem wirklich Guten, Wahren und Schönen die Jugend verführt hatte. Da er ein für seine Zeit ungewöhnlich alter Mann von siebenzig Jahren und zudem in Athen hoch angesehen war, hofften seine Richter insgeheim, er werde sich dem Giftbecher durch die Flucht aus dem Gefängnis entziehen. Das tat Sokrates nicht, sondern formulierte in einem bewegenden Gespräch mit seinem Freund Kriton das bis heute gültige wesentliche Ziel von Erziehung: Ein Mensch solle tun, was er nach gründlicher Prüfung als gut und richtig erkannt habe, selbst wenn es für ihn persönlich von Nachteil sein mag. Immanuel Kant hat das Kunststück fertiggebracht, diese Maxime auf zwei Worte zu komprimieren: „Handle pflichtgemäß.“

Bildungs- und Erziehungsfragen stehen ganz oben auf der politischen Agenda, und es ist gut, dass nicht nur über Strukturen und Finanzen debattiert wird, sondern auch über Bildungsideale und das dahinterstehende Menschenbild. Ohne dessen klares Profil kann es keine Bildung geben. Umfragen im Umkreis des „Bünd-

nisses für Erziehung“ haben gezeigt, dass mehr als achtzig Prozent der Deutschen Erziehungsziele befürworten, die sich eng an christlichen Grundwerten orientieren: Nächstenliebe, Gewissensbildung, Wohltätigkeit stehen hoch im Kurs. Selbst diejenigen, die den Kirchen fernstehen, setzen Hoffnungen in die christliche Wertevermittlung: sechsfünfzig Prozent von ihnen und siebenundsiebzig Prozent der insgesamt Befragten wünschen eine stärkere Rolle christlicher Wertvorstellungen im gesellschaftlichen Leben und in der Politik.

Das Bildungs- und Erziehungssystem ist uns teuer: Zweiundachtzig Milliarden Euro werden in Deutschland jährlich für Vorschulen, Schulen und Hochschulen ausgegeben. Der Platz in einer allgemeinbildenden Schule kostet im Durchschnitt 4600 Euro jährlich. Noch einmal zwanzig Milliarden Euro werden für die Kinder- und Jugendhilfe aufgewandt, davon die Hälfte für die Kindertagesbetreuung und rund fünf Milliarden Euro für Erziehungshilfe. Kindergärten und Vorschulen werden sich zu integralen Teilen der Bildungskette des lebenslangen Lernens weiterentwickeln müssen, wenn wir Defizite beheben wollen, die in Deutschland sehr früh entstehen. Denn es gibt auch die negative Bildungskette: Da wird im Elternhaus zu wenig gesprochen, gespielt, vorgelesen und geübt. Da wird der Forscherdrang des Kindes im Kindergarten mit zu einfachen Spielen abgespeist, da verpasst es die Grundschule, Entwicklungsstörungen rechtzeitig zu erkennen

und gegenzusteuern. Die deutsche Schule ist überreguliert. Das Ausbildungssystem wird zur Sackgasse, wenn es veraltete Inhalte vermittelt, auf die im Berufsleben nicht zurückgegriffen werden kann.

Schon seit den Sechzigerjahren und nicht erst seit PISA ist bekannt, dass die Familie höheren Einfluss auf den Schulerfolg hat als die Schule selbst oder die Kindmerkmale. Kinder aus bildungsmächtigen Familien, in denen ein anregendes und förderliches Klima herrscht, haben Startvorteile, lange bevor sie zum ersten Mal eine Grundschule betreten. Wir brauchen Erziehungspartnerschaften. Der Kontakt zwischen Lehrern, Erzieherinnen und Eltern darf sich nicht auf Elternsprechtage beschränken, sondern muss sich zum Dialog über Erziehung zwischen allen Beteiligten erweitern. In den Siebzigerjahren galt der „Eltern-TÜV“ noch als ein unstatthafter Eingriff in die Privatsphäre, heute sind die saarländischen Elternschulen, die an allen allgemeinbildenden Schulen eingerichtet werden, ein sehr erfolgversprechendes Modell dafür, dass Elternhaus und Bildungseinrichtung an einem Strang ziehen müssen.

Bedeutung von Familie

Mit der Medienkultur kam das „Verschwinden der Kindheit“, und zwar weit radikaler, als es von Neill Postman in den Achtzigerjahren vorausgesagt worden ist. Während das Kind früher in einer Welt der Geheimnisse lebte, die nach und nach – durch Erziehung und Bildung – gelüftet wurden, gibt es heute nichts mehr, was nicht jederzeit öffentlich und selbst den Kleinsten zugänglich wäre. Postman hatte damals nur das Fernsehen vor Augen, das Internet hat diese Entwicklung noch einmal potenziert.

Die zukünftige Lebenswelt, in die hinein wir erziehen, wird sich völlig von der uns vertrauten Welt unterscheiden und – im echten Wortsinn – beispiellos sein. Die

Zahl der unter Zwanzigjährigen geht von derzeit siebzehn Millionen auf zwölf Millionen im Jahre 2050 zurück. Die Hälfte der Bevölkerung wird älter als fünfzig Jahre sein, mehr als ein Drittel sogar älter als sechzig Jahre. Blicke das Renteneintrittsalter unverändert, so stünden hundert Menschen im erwerbsfähigen Alter dann achtundsiebzig Personen im Rentenalter gegenüber. Der Zukunftsforscher Horst Opaschowski sagt eine eminent steigende Bedeutung der Familie voraus, in der die Menschen den wichtigsten verlässlichen Rückhalt finden werden. Die Spaßgesellschaft wird es nicht mehr geben, aber ihr folgt nicht die Muße-, sondern die Tätigkeitsgesellschaft. Das Engagement für Familie, Nachbarschaft, Gemeinwesen und Gesellschaft wird einen ähnlichen Stellenwert wie die Erwerbsarbeit haben. Jeder Mensch wird bis ins hohe Alter eine echte Aufgabe brauchen. Niemand wird mehr Verständnis für die Frühverrentungen mit neunundvierzig aufbringen, die um die Jahrtausendwende üblich waren.

Wir leben in einer pluralen Gesellschaft. Dreißig Prozent der Bevölkerung sind katholisch, aber ihr Anteil ist in den letzten Jahren um rund 300 000 gesunken. Nur fünfzehn Prozent der Kirchenmitglieder gehen sonntags zum Gottesdienst. In den evangelischen Kirchen ist diese Zahl noch weit geringer. Fünfzehn Millionen Menschen sind Ausländer oder Spätaussiedler sowie deren Kinder. Die Sinus-Milieustudien zeigen uns, dass völlig unterschiedliche Lebenskonzepte und Wertvorstellungen nebeneinander existieren, die „Traditionalisten“ neben den „neuen Performern“, die „Konsum-Materialisten“ neben den „Experimentalisten“. Gerade für die jungen Milieus ist die adaptive Navigation typisch. Sie wählen auf dem Markt der Wert- und Sinnangebote, der Religionen und Weltanschauungen das aus, was ihnen am ehesten zusagt und solange sie es gut brauchen können. Morgen können ihre Überzeugungen

schon ganz andere sein. Gibt es da überhaupt noch eine gemeinsame Basis für Erziehung?

Erziehungsziele sind keine Neujahrsvorsätze. Sie werden nicht heute gefasst, um morgen schon vergessen zu sein. Die meisten zeigen sich bei näherem Hinsehen als völlig unabhängig von den Lebensstilen, Milieus und sogar Kulturen. Ehrfurcht vor dem Leben, Respekt vor dem Alter, dem anderen Geschlecht und dem Schwächeren, Achtung der Würde des anderen, seiner Eigenarten und seines Eigentums, Hingabebereitschaft und Beziehungsfähigkeit – über all diese Ziele wird es kaum ernsthaften Streit geben können. Sie finden sich in den Zehn Geboten ebenso wie im Grundgesetz. Sie sind nicht verhandelbar. Das liegt, wie Hans Joas deutlich gemacht hat, daran, dass wir Menschen Werte nicht wählen, sondern von ihnen ergriffen werden. Während Normen und Regeln als eine mehr oder weniger sinnvolle Beschneidung unserer Freiheit verstanden und entsprechend mehr oder weniger befolgt werden können, ist es mit Werten anders. Sie begeistern uns. Deshalb kann es auch keine Erziehung ohne Begeisterung geben.

Ein gemeinsames Ethos

Tugenden sind zu Unrecht in Verruf geraten. Gerade wenn man nach einem auf die plurale Gesellschaft und kulturelle Vielfalt zugeschnittenen Ethos sucht, drängen sich die klassischen Kardinaltugenden Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit, Zucht und Maß förmlich auf. Tugenden suchen immer das rechte Maß zwischen falschen Extremen und bauen darauf, dass Menschen fähig sind zu persönlicher Verantwortung. Die Gerechtigkeit lässt sich als die Fähigkeit zur Solidarität und Gemeinsinn beschreiben, die dem anderen das gönnt, was ihm zusteht.

Weisheit ist die Kunst, tiefere Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Langzeitfolgen zu erkennen und deshalb nicht aus momentanen Affekten heraus zu handeln, sondern in kluger Abwägung möglichst vieler Gesichtspunkte. Tapferkeit würden wir heute Zivilcourage nennen, die ebenso seltene wie bewunderte Fähigkeit, „zur Not“ und wenn es sein muss aus Gewissensgründen anders als die anderen zu handeln. „Zucht und Maß“, die ritterliche Tugend des Mittelalters, lässt sich heute als ökologische Tugend des schonend-pfleglichen Umgangs mit den Ressourcen der Um- und Mitwelt reinterpreten. Sie regelt allerdings nicht, ob es „gut“ ist, mit dem Auto oder dem Bus zur Arbeit zu fahren, Flugzeug oder Bahn auf dem Weg in den Urlaub zu nutzen oder Fleisch zu essen beziehungsweise darauf zu verzichten. Und das gilt generell. Erziehung im Horizont elementarer Werte und kardinaler Tugenden schreibt nicht vor, was in jedem Einzelfall zu tun ist. Sie gibt nicht mehr – aber auch nicht weniger – als einen Orientierungsrahmen. Sie fordert dazu heraus, ihn auszufüllen.

Zu den wichtigsten Erziehungszielen gehört die Identifikation mit der Gesellschaft, in der wir leben. Zwei Extreme – das chauvinistische „Right or wrong – my country“ auf der einen Seite und Gleichgültigkeit auf der anderen sind schädlich. Es kann keine Demokratie ohne überzeugte Demokraten geben, diese bittere Lehre aus der Weimarer Republik bleibt aktuell. Obwohl sie uralte ist. Seine Stadt, meint Sokrates im Dialog mit Kriton, habe ihn erst hervorgebracht, für seine Erziehung und Sicherheit gesorgt und dafür, dass er ein Leben lang keinen Grund hatte auszuwandern. Sie ist, so würden wir heute sagen, im guten Sinne Heimat. Und deshalb hat sie Anspruch auf Loyalität. Mehr noch: darauf, dass sie am Herzen liegt.